

REPORTAGE

Luftig, aber nicht nackt

Die „Romsler Wengertsweiber“ stehen tage- und wochenlang in den Rebzeilen und pflegen die Stöcke

ANZEIGE



FOTOSERIE

Wengertsweiber

Ramsthal 11.07.2008



Morgens um acht Uhr kann die Welt noch in Ordnung sein, wenn das Wetter mitspielt. Wenn der Nebel sich anmutig in die Täler schmiegt und hier heroben in den Weinbergen schon die Sonne scheint – beispielsweise. Oder wenn bei Hitze der Wind um das Blattwerk und die erhitzten Weinbergsfrauen streift und ab und zu eine größere Sommerwolke mitbringt, die dann da oben ruhig eine Weile stehen bleiben darf.

Im Jahreslauf der Weinbergsarbeit stehen tage- und wochenlang die Frauen in den Rebzeilen und pflegen die Stöcke. „Das ist besser als Fitnessstudio“, sagt Michaela Unsleber. Im zeitigen Frühjahr, nachdem die Winzer mit ihren Akku-Scheren in den Zeilen unterwegs waren, beginnt die Arbeit der Ramsthaler Wengertsweiber damit, die abgeschnittenen verholzten Ruten aus den Drähten zu ziehen. Wengertsweiber darf man sie nennen, wenn dabei die Anerkennung ihrer anstrengenden Arbeit mitschwingt.

Beim Herausziehen der Ruten werden Rücken, Schulter- und Nackenmuskeln trainiert, denn die Ruten, die oft mehrere Meter lang in den oberen Drähten verhakt sind, müssen hoch über Kopf aus den Drähten gezerrt werden. Die peitschen schon ab und zu quer über das Gesicht oder über die Oberschenkel. Grün und blau schlage man sich da manchmal, aber man könne dabei ja auch selbst das Peitschen üben, grinst vielsagend ein durchtrainiertes Wengertsweib.

Die zartere Arbeit folgt auf dem Fuße.

„Das ist besser als Fitnessstudio“

Michaela Unsleber über die Arbeit im Weinberg

Die kurzen neuen Hölzer, auf denen die diesjährigen Knospen schlummern, müssen angebunden werden. Fingerspitzengefühl ist nun angesagt. Denn einerseits sollen sie stramm auf den untersten Draht gebunden werden, damit der Saftfluss angeregt wird, andererseits sollen sie nicht abbrechen. In dieser Phase steigen durchaus auch mal Flüche aus den Rebzeilen: Himmel – Kruzi – Schei – benkleister! Denn bricht die Rute, verringert sich der Ertrag.

Deshalb ziehen die Winzer meistens zwei Ruten am Stock. Eine binden die Weinbergsfrauen hübsch nach oben zum Berg, eine nach unten ins Tal – wenn es denn möglich ist, wenn der Platz auf dem Draht reicht und wenn sie nicht brechen. Mit farbigen Bändern markieren sie Drähte, wenn sie locker oder beschädigt sind. Sie binden Stöcke gerade oder befestigen junge Stöcke am Stab, damit sie aufrecht wachsen. Ab und zu muss auch mal nachgeschnitten werden, damit die Zahl der Augen stimmt. Aus den Augen wachsen die Triebe.

Es ist qualitativ hochwertige Arbeit, die die Frauen leisten. Die „Romsler Wengertsweiber“ haben durchaus ein Ansehen in der Gemeinde, wissen doch alle, dass auch von ihnen die Qualität des Weines abhängig ist.

Viele Kleinigkeiten müssen berücksichtigt werden, damit der Weinberg ordentlich dasteht. Warum tun sie diese Arbeit für ein Entgelt, das branchenüblich um den Mindestlohn herum liegt?

Freie Zeiteinteilung

Die freie Zeiteinteilung ist den Frauen sehr viel wert. Dass sie selbst entscheiden können, heute geh ich „mit naus“ oder auch nicht. Die meisten Frauen sind schließlich auch noch für Haushalt und Kindererziehung verantwortlich. Oder haben weitere Berufe, denen sie nachgehen. Der kurze Weg zum Arbeitsplatz ist auch angenehm. Das Besondere an dieser Arbeit aber ist eine Frage des Klimas – im doppelten Sinn.

Einmal das menschliche Klima: Der Erfahrungsaustausch und die Gespräche rund um das Gemeindeleben bilden einen ganz besonderen sozialen Kosmos. Krankheiten, Todesfälle, Hochzeiten, Geburten, Kindererziehung, familiäre und politische Themen – was früher beim gemeinsamen Brotbacken in den Dörfern stattfand und soziales Gefüge erst herstellte, findet hier in den Weinbergen noch statt. Glücklicherweise die Weinbaugemeinden!

Sozialer Kosmos

Unterschiedliche Ansichten spiegeln die Bandbreite bundesdeutscher Diskurse: Die Ausländer sind schuld an – nein, sind sie nicht, die Politiker werden immer unverschämter – ja, genau, die Belastungen für uns kleine Leute werden immer heftiger – ja, aber uns geht's doch noch gut. Soziale Verhaltensmuster werden hier ausbalanciert, Toleranz wird geübt und bei schlechter Laune oder bösen Gedanken schneidet man sich schneller in den Finger. Oder schnalzt sich eine Rute über die Nase. Ehrlich, so ist das! Die kleinen Sünden bestraft der liebe Gott zuerst.

Zum zweiten spielt das meteorologische Klima eine große Rolle – die Arbeit an der frischen Luft. Das Vogelgezwitscher, der erste Kuckuck, die Eidechsen ab und zu, die Mäuse, die für spitze Schreie und Gelächter sorgen, ein Vogelnest im Rebgewirr, da wird dann vorsichtig drumherum gearbeitet.

Aber die Sonne! Da kann man eifrig cremen mit Sonnenschutzfaktor 35. Aber wenn es keine Wolken gibt, dann stöhnen sie schon sehr gegen Mittag, die Weinbergfrauen in ihren kurzen Hemdchen. Ruby Kaiser jedoch ist immer warm angezogen. Einen breitkrepfigen Hut, Rollkragenpullover und lange Hose, darüber noch ein langärmeliges Hemd trägt die von den Philippinen stammende Ramsthalerin. „Das kühlt“, sagt sie und lacht, „braun bin ich ja schon.“

Pfeifen nach Wind

Ruby kann den Wind herbeipfeifen. Sie pfeift ein Weilchen und dann streichen kleine erfrischende Brisen durch das Weinlaub – ehrlich, so ist das! Je heftiger die Sonne, umso mehr Weinbergfrauen pfeifen nach Wind. Und die eine oder andere zieht inzwischen auch etwas Langärmeliges an. Das kühlt echt. Und dann gibt es ja auch noch die schönen Trink- und Kaffeepausen.

Der ganze klimatische Jahreslauf wird im Weinberg spürbar. Sogar Schnee kann es im zeitigen Frühjahr mal geben. Bei Regen geht es nicht hinaus in die Weinberge.

Was die Frauen leisten, ist jahrhundertealte Kulturarbeit, auch wenn vieles sich durch moderne Techniken geändert hat. Ein bisschen was macht ja der Winzer inzwischen mit seinen Maschinen. Die Handarbeit ist aber nicht zu ersetzen, gerade nicht in den besten Lagen, den Steilhängen. Da scheint die Sonne am günstigsten durch das Laub.

„Und wir streicheln unsere Träubel halt noch“, sagt Helga Mantel. Sie ist wie alle Frauen überzeugt, dass sich das auf die Qualität des Weines auswirkt. Begriffe wie Zeilen und Lesen kommen nicht von ungefähr – in den Weinbergen oder auch auf dem Feld gibt es ebenso wie in Büchern viel Wissen zu erfahren.

Übung und Rücksichtnahme

Im Frühling folgt der zweite Arbeitsgang, der von den meisten Wengertsweibern als der angenehmste bezeichnet wird. Jetzt werden die Triebe ausgebrochen. Das heißt, es bleiben je nach Winzerwunsch vier bis sechs Triebe an der Rute stehen, alles andere wird weggeknipt – mit den Fingernägeln natürlich. Wilde Triebe aus dem Stockfuß müssen ausgerissen werden. Erfahrene Weinbergfrauen geben das Tempo vor, in das sich die Ungeübteren hineinfinden müssen. Das erfordert von den einen Übung, von den Anderen Rücksichtnahme.

Vorsichtig werden die jungen Triebe in die unteren Drähte geschoben und damit die Wuchsrichtung vorgegeben: nach oben nämlich. Manche Sorten wachsen aber sehr gerne schräg und wild. Da ist es wichtig, dass die Weinbauern den richtigen Zeitpunkt für den nächsten Arbeitsgang bestimmen, denn schon ein satter Regenguss auf den trockenen Hängen kann das Wachstum zum Explodieren bringen und die Wengertsweiber zur Verzweiflung treiben.

Im Jahreskreislauf sind sie nun schon fast beim gegenwärtigen Zustand angelangt, dem letzten großen Durchgang vor der Lese im Herbst. Denn nun müssen die Triebe ausgegeizt werden. Wie bei den Tomaten werden die Achseltriebe herausgeknipt oder herausgerissen und die Haupttriebe werden hübsch aufrecht in die Drähte gestellt.

„Wir streicheln unsere Träubel halt noch“

Helga Mantel

Das hört sich so einfach an? Manche Rebsorten wie beispielsweise Kerner oder auch Silvaner entwickeln kräftigen Wildwuchs und wie durch den Dschungel mit bloßen Händen kämpfen sich die Frauen, um hier Ordnung zu schaffen! Luftig, aber nicht nackt, sagt die Winzerin, sollen die Trauben am Stock hängen. Denn Sonnenbrand ist inzwischen eine ebenso große Gefahr wie Pilzbefall.

Qualität muss stimmen

An jedem Trieb sollen nicht mehr als zwei Trauben wachsen, die überzähligen winzig blühenden Träubel werden ausgezwickt, mit den Fingernägeln natürlich. Damit die Qualität stimmt.

An den Steilhängen ist die Arbeit nicht unbedingt leicht. Bei der Weinbergsarbeit kann man sich auch das Bein brechen, alles schon passiert. Einer der steilsten Weinberge in der Lage Sankt Klausen, hinten am Biotop, kann eigentlich nur bearbeitet werden, wenn der Boden nicht zu trocken ist. Man kann sich auch beim Rutenrausziehen verletzen, bei der Lese in die Finger schneiden – aber man lernt auch Körperbeherrschung, Gründlichkeit und Aufmerksamkeit. Dann dürfte eigentlich alles gutgehen bis zum Herbst – wenn das Wetter mitspielt. „Wenn se doch nur scho widder gelaast wärn“, sagt Monika Neder und streichelt die blühenden Traubenbabys: „Aber mir wern euch auch scho wieder groß kriegen.“

HAMMELBURG

Montag , 28. Juli 2008 – Nr. 174 KIS - Seite 29

Zwei Tage lang beklopfen die Teilnehmer des Bildhauerkurses in Ramsthal ihre Steine. Mit den Ergebnissen war Kursleiter Reinhard Kraft (hinten rechts) hoch zufrieden. FOTOS CHARLOTTE WAHLER

Vom Federball zur Jakobsmuschel

*Erster Bildhauerkurs in Ramsthal zeigte künstlerische
Kreativität auf*

Von unserer Mitarbeiterin
CHARLOTTE WAHLER

RAMSTHAL „Ein Stein weiß einen andern zu erweichen“, schrieb Ingeborg Bachmann in einem ihrer weltberühmten Gedichte.

Warum das so ist, konnten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des ersten Ramsthaler Bildhauerkurses hautnah erfahren.

Wenn Sandstein und quarziger Schleifstein aufeinandertreffen, kann aus der harten Materie jene samtige Oberfläche entstehen, die an menschliche Haut erinnert, an zeitlos zarte Haut.

Mit Eisen aber müssen vorher die Konturen herausgeschlagen werden, dabei können schon heftig die Funken fliegen. Mit Spitzeisen, Flacheisen oder Zahneisen wappnet man sich für die steinharte Arbeit, mit einem Klöppel aus Holz oder Metall werden die Meisel in den Stein getrieben.

Zwei Tage lang klopft und staubt es heftig am alten Turnplatz. Der Großteil der Teilnehmenden arbeitet zum ersten Mal an so einem Klotz. Und sie stehen Stunden später meist recht verzweifelt davor und sehen kein Ergebnis ihrer Arbeit. Wenigstens befinden sie sich auf einem der schönsten Plätze der Gemeinde, der Ausblicke in die Weinberge bietet und man träumt sich fort zu einem kühlen Glas Wein.

Aber weiter geht es. Die Schutzbrille rutscht auf der schwitzenden Nase, Kursleiter Reinhard Kraft, Holzbildhauer, Geigenbaumeister und Kunsttherapeut, findet die richtigen Worte zur Motivation. Einerseits geht es darum, zu sehen, was im Stein vorhanden ist, andererseits

sollte man nicht zu zaghaft sein bei der Umsetzung eigener Vorstellungen. Man ist natürlich immer zu zaghaft zu Beginn. Es könnte ja etwas wegbrechen, was dringend noch gebraucht wird. Überhaupt sollte man sich von allzu starren Vorstellungen verabschieden. Es kommt sowieso anders als geplant. Der Menschenkopf hat ein Äffchengesicht, die Katze ein Menschengesicht, die Jakobsmuschel sieht aus wie ein Federball – aller Anfang ist schwer .. .

Irgendwann werden die Schläge mutiger, vielleicht auch zorniger. Und irgendwann kristallisiert sich etwas heraus. Es entsteht eine Figur, ein Gesicht, eine Bewegung im Stein, eine Umarmung, eine Form und auch in den Arbeitenden geschieht eine Veränderung: die Verkrampfungen lösen sich, die Bewegungen werden harmonischer, die Berührungen der Materie liebevoller und die Gesichter entspannter.

Besucher aus dem Dorf, die sich diese Sache einmal angucken möchten, werden in freundliche Gespräche verwickelt. Kursleiter Reinhard Kraft macht einen hochzufriedenen Eindruck. So hat er sich das vorgestellt. Der Affe verwandelt sich in ein verschmitztes Menschlein, die Katze in einen Ägypter und der Federball wird zur Jakobsmuschel. „Jeder ist ein Künstler“, sagte Joseph Beuys und jeder gute Kunstlehrer sagt das auch.

Am Ende des Kurses haben die Teilnehmenden die sichtbaren Beweise vor sich: in Stein gehauen.

Wenn der Opa mit dem Enkel....

Ramsthal Unter den Zwängen und den Segnungen der Mobilität werden von den Menschen oft nur Oberflächenwurzeln an den Ort ihrer Herkunft ausgebildet. Und wenn es sich heute auch leichter nach Amerika fahren lässt, ist oft der direkte Lebensraum kleiner als früher geworden, als die Dorfbewohner noch im ganzen Dorf zu Hause waren. Mit ein dreiviertel Jahren kennt Felix Leuze sein Dorf schon besser als manch ein Erwachsener. Kein Wunder, denn Opa Burkhard Büttner fährt seinen Enkel täglich vormittags und am Nachmittag aus.



Fast jeden Tag sind die beiden bis zu sechs Stunden unterwegs. Bei schlechterem Wetter geht es durch die geteerten Weinbergswegen, sonst aber durch Wald und Wiese ums Dorf herum. Am Morgen steht aber zuerst der Einkauf auf dem Programm und da gibt es ein Hörnchen beim Bäcker und eine Wurst beim Metzger.

Die Angestellten in den Geschäften freuen sich, wenn ihr Felix kommt und freuen sich, die Entwicklung des Buben mitzerleben, zu sehen, wie aus dem Baby ein Kind wird. Inzwischen kennt auch Felix seine Ramsthaler und spricht auch gerne mit ihnen. Mit der Herausbildung der eigenen Persönlichkeit und des eigenen Willen kommt es aber auch vor, dass er sagt: "Felix heute nicht reden". Dann sitzt er in seinem Wagen und beobachtet einfach. Und lächelt. Sein Erfahrungsschatz macht ihm die Welt groß.

Jeden Tag gibt es Neues zu entdecken und alles strukturiert sich zu einer vertrauten Umgebung. Und Opa Burkhard zeigt ihm alles. Da sieht er, wie der Bussard eine Maus gefangen hat, da kann er die Hühner beobachten, wie sie mit Salat gefüttert werden. Er lernt im Frühling die Küchenschellen, Schlüsselblumen, Maiglöckchen kennen und von den Wildblumenfeldern bringt er mit dem Opa ein Straußchen Malven mit nach Hause.

Er kennt auch schon die Schmetterlinge mit Namen wie den Schwalbenschwanz, den Admiral und den Schachbrettfalter. Der hieß eine Zeit lang der Einfachheit halber nur Nachtfalter. Weil er alles gezeigt bekommt, wächst auch seine Aufmerksamkeit. Und dann zeigt er dem Opa, was er alles sieht: "Büchse Herbert Bohnen rupft". Oder "Rosa Bulldog Acker fährt". Oder "Gänsebrunnen Winzerbrunnen Hände waschen".

Den Eichelhäher und die Blindschleiche zeigt ihm sein Opa ebenso wie die Marienstatuen an den Häusern und die vielen Flurdenkmäler in und um Ramsthal. Über die Kapelle und das Knückelein über den Verkehrsgarten geht es durch den Poetischen Waldwanderweg zum Urbanus. Opa Burkhard singt ihm auf den Spaziergängen auch das ein oder andere Liedchen vor und Felix fordert: "Weiter! Singen!"

Schon mit sechs Monaten wurde Felix von Opa Burkhard ausgefahren und dieser freut sich über die Entwicklung des Buben und darüber, so intensiv mitzerleben, wie er immer neue Verbindungen herstellt zwischen den Dingen und den Menschen und wie seine Interessen sich entwickeln. Für ihn selbst sind die Spaziergänge genauso wichtig wie für seinen Enkel. Der Aufenthalt in der frischen Luft und die Bewegung tun auch ihm sehr gut.

Auch aus pädagogischer Sicht scheint die Regelmäßigkeit und vor allem die Vielzahl an Stunden, die die beiden miteinander draußen verbringen, gar nicht hoch genug einzuschätzen. Der Radius der frühkindlichen Erfahrungen erweitert sich in großem Maße, ohne die Geborgenheit des Zuhause-Seins zu verlassen. Dadurch erfährt ein Kind, seine weitere Umwelt so, wie sie sein müsste: als beglückendes Feld einer unermesslichen Anzahl von Möglichkeiten.

Momentan sind es die technischen Dinge und auch da gibt es im Alltag viel zu entdecken: die Holzschneidemaschinen in der Schreinerei, die Steinsägemaschine in der Fliesenfirma, der große Omnibus, der Gemeindebulldog und die Teemaschine am Radweg. Da muss er manchmal seine Spielzeug-Hilti mitnehmen, um sie den Gemeindearbeitern zu zeigen, die er natürlich inzwischen auch gut kennt.

Durch den Opa lernt er die Ramsthaler auch noch mit den alten Dorfnamen kennen, und wenn er nach Hause kommt, erzählt er den Eltern, wen er alles getroffen hat: den Hanneles Leo, die Bierbräuers Anna oder die Wirtssteffs Toni. Bei Verwandten oder guten Bekannten klopft er auch manchmal ans Fenster und sagt "Drissdich". Und wenn der Opa mal in eine der Heckenwirtschaften des Weindorfes Ramsthal einkehrt, kann Felix einen Silvaner oder Müller wenn schon nicht trinken, dann doch schon bestellen.

Um ein Kind am besten im Ort seiner Kindheit einzuwurzeln, braucht es also einen Opa, der sich viel Zeit für seinen Enkel nimmt. Wenn auch heute das Leben als Großfamilie, als alle Generationen der Familie in einem Haus zusammenlebten, nicht mehr praktiziert wird, so erlebt es Felix als unschätzbarem Wert, die Großeltern in der Nähe zu haben.

Mutter Elke und Vater Bodo jedenfalls wissen das funktionierende Miteinander der Generationen zu schätzen: "Super ist das mit Oma und Opa. So viel könnten wir dem Felix nie zeigen und beibringen." Wenn Felix mal bei Oma und Opa seinen Mittagsschlaf hält, hat man auch mal zusammenhängende Zeit für Arbeit im Büro und Haushalt.

Eine glückliche Kindheit ist das beste Rüstzeug für die Anforderungen des weiteren Lebens. Lernen kann ja auch schön sein. Felix weiß es sowieso zu schätzen, wenn er am Morgen mit dem Opa seine Tour beginnt. Die Oma wünscht den beiden viel Spaß und Felix nimmt es wie ein Versprechen und kräht voll Vorfreude: "Viel Spaß, viel Spaß, viel Spaß!"



RAMSTHAL

Das Greubelshaus ist ein Stück Ramsthaler Seele

Das Anwesen an der Dorflinde zählt zu den ältesten Häusern in der Gemeinde „Ja, wenn ich einen Geldscheißer hätte, dann wüsste ich schon, was ich hier machen würde“, sagt Gisbert Stöber und schaut sehnsüchtig die krummen Wände hoch bis zum Giebel des Greubelshauses. Das Anwesen an der Dorflinde zählt zu den ältesten in Ramsthal. Es ist eins der meistfotografierten Motive, es ist auf Ansichtskarten der Gemeinde abgebildet, sogar gemalt wurde es schon. Stimmt, es liegt sehr malerisch am Platz bei der Linde, alte Rosen ranken sich an der Wand und wilder Wein klettert hoch zum Dach. Wenn alte Häuser wirklich die Seele des Ortes bewahren, dann müsste sie hier zu finden sein.



Die erste Überraschung ist der frühere Kramladen. Immer noch unaufgeräumt, ist er vollgestellt mit Erinnerungspotenzial. Es fehlt nur die Verkaufstheke, alles andere erinnert sofort an früher, an die Kindheit, an Bonbon- und Heftchenkäufe. Das war vor rund 40 Jahren, da war schon die Bushaltestelle direkt vor dem Laden, da handelte der „alte Greubel“ schon fast nur noch mit Kioskwaren. Schließlich gab es noch zwei weitere, große und moderne Einkaufsläden im Ort.

Erinnerungen an Kindergelächter, die erste heimliche Bravo und das Zuckerzeug, das damals angesagt war. Es wurde einzeln aus großen Gläsern verkauft. Zwei Brausestänglich, eine grüne Zuckerschlange, drei Colafläschlich, fünf Himbeerherzen. Alles kam in eine kleine Papiertüte. Was registriert ein Kind sonst noch? Zwei alte Leutchen, Notburga Greubel, die kleine freundliche Oma, und Anton, ihr Mann, eine Respektsperson. Schauen wir noch weiter zurück:

Wohnzimmer neben Laden

Beim Greubel gab es in den Anfängen des 20. Jahrhunderts zu kaufen: Strümpfe, Kühketten, Schuh, Lampenöl, Nägel, Lebensmittel, Stricknadeln, Geschirr, Baldrian und Echte Hienfong-Essenz, von der noch ein Fläschchen im Regal steht, anwendbar bei leichten Ohnmachten. Jahresangabe auf dem vergilbten Papier: 1901. Da war der Laden nur halb so groß, denn der linke Teil war abgetrennt und bildete das Wohnzimmer. Dessen Fläche misst ungefähr acht Quadratmeter. Das war leichter zu heizen als ein großer Raum.

1918 übernahm Anton Greubel den Kolonialwarenladen von Johann Joseph Wahler, indem er dessen Witwe heiratete. Damals hielten Kuh- und Pferdewagen vor dem Laden. Wahler war 1916 im Ersten Weltkrieg gefallen. Sein Name ist heute noch zu lesen auf der Josephsstatue zwischen Kirche und Bücherei. So war das damals. Wieder einen Krieg später fotografierte Anton, der Sohn des neuen Ladenbesitzers die jungen Soldaten in schneidiger Uniform. Mit der alten Glasplattentechnik wurden die Gesichter festgehalten. Noch später, als die Welt in Trümmern lag nach dem Zweiten Weltkrieg, übernahm dieser Anton den Laden.

Bauernläden sind eigentlich eine moderne Erfindung, denn früher wurde in den Dorfläden nur das verkauft, was die Bauern nicht selbst produzieren konnten. Kolonialwarenladen nannte man das, weil es dort die Waren gab, die von außerhalb besorgt werden mussten. Heute denkt man dabei sofort an die jahrhundertelange Ausbeutung der so genannten Dritten Welt. Auch die Sprache birgt Erinnerungsmöglichkeiten.

Schauen wir noch ein bisschen weiter zurück:

Im Jahr 1880 gab es einen Anbau zur Ladenvergrößerung: Das sind die 120 Zentimeter, die heute das schmale Schaufenster rechterhand ausmachen. Darüber lag der Holzverschlag, in dem später der Greubels Anton seine Bienenvölker hielt. 60 Völker wohnten dort. 60! Mitten im Dorf! Wenn die Bienen ausschwärmten, dann musste der Fronleichnamzug schon mal warten auf der damals noch ungeteerten Straße. Daran erinnert sich Gisbert Stöber, der von seinen Schwiegervater die Imkerei übernahm. 1980 waren es noch zehn, die er mit hinaus zu seinem Bienenhaus außerhalb der Wohnbebauung im Schäfthal aussiedelte.

Das Greubelshaus gehört zu dem Ortskern, der in Ramsthal als das „klenne Dürfle“ bezeichnet wird. Die Häuser hatten keine Kellergeschosse, denn Hochwässer waren in Ramsthal keine Seltenheit. „Beim Hochwasser 1947/48 sind wir mit Blechbadewannen auf der Hauptstraße herumgefahren“, erinnert sich Gisbert.

Keller gab es trotzdem, es waren Gewölbekeller, die unter den Scheunen lagen. Und wenn man der Geschichte auf den Grund gehen will, muss man eben auch in die Keller hinuntersteigen. Einen Keller gibt es noch auf dem Gelände, die zwei anderen wurden verfüllt. Sie waren alle bis zu zwei Dritteln im Boden eingelassen, darüber die Scheune.

Die gibt es heute auch nicht mehr. Über dem Türsturz des Kellers ist eingraviert: 18 K. R. Pfarrer 62. Da hat also ein Pfarrer seinen Keller gehabt im Jahr 1862. In der Kächelein-Chronik „Heimat Ramsthal“ kann man nachlesen: Pfarrer Kaspar Rost hat hier gelebt von 1837 bis 1869. Gewohnt hat er wahrscheinlich im Greubelshaus.

Das Greubelshaus besteht eigentlich aus drei Anwesen. Auf 540 Quadratmetern lebten noch bis in die 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts drei (Groß-)Familien. Platz war außer für den Kramladen noch für drei Ställe, den Hof, drei Scheunen und den Bienenschlag. Der Geißenstall war im Jahr 1910 gebaut worden. Unter der Holzterrasse, deren Alter sicher in die Zeit des Pfarrers zurückgeht, ist eine Hundehütte eingebaut. Praktische Lösung eigentlich.

Eine weitere Überraschung: Wie klein die Menschen damals waren! Gisbert Stöber muss sich nicht nur an der Tür bücken, sondern auch an den Zimmerbalken. Die Wände sind gebogen, als drücke die Zeit schwer auf sie. „Man sieht, das Haus hat gelebt“, sagt Gisbert Stöber und unwillkürlich fährt die Hand über die alten Buckel, die sich von Türsturz zu Türsturz ziehen und Leid und Freude der vergangenen Jahrhunderte tragen.

Wohnhaus für drei Generationen

Im mittleren Teil wohnte bis in die 70er Jahre Familie Söder mit drei Generationen. Das Schlafzimmer des Hauses war so groß wie ein Doppelbett, dort schlief die Familie mit drei Kindern. Im linken Teil wohnte Familie Kaufmann, bis sie in den 70er Jahren einen Aussiedlerhof baute. Danach wohnte Familie Fella bis vor zwei Jahren das Häuschen.

Anton Greubel, an den sich die Ramsthaler noch erinnern, betrieb den Laden bis ins Jahr 1989. Seinen 80. Geburtstag feierte er noch in dem alten Haus. Nun steht es leer.

„Wenn die Dächer nicht kaputt gewesen wären, hätten wir eine Restaurierung gewagt“, so Notburga Stöber. Man könnte etwas Schönes machen aus dem geschichtsträchtigen Anwesen. Eine Eisdielen hat sich vor einiger Zeit interessiert. Die Renovierungsarbeiten wären jedoch zu aufwendig gewesen. Ein Abriss wäre jammerschade, denn ein Stück Ramsthaler Seele ginge unwiederbringlich verloren. Und wenn das Haus noch ein Weilchen weiterleben könnte, was sind schon dreihundert Jahre, was ließe sich darin nicht alles erzählen, in ferner Zukunft, von dem, was Mal war.

